

Interview mit Mascha Madörin, publiziert im efas-Newsletter Nr. 29 /August 2025¹

Wegbereiterinnen der ökonomischen Geschlechterforschung: Mascha Madörin

Können Sie ihren akademischen und beruflichen Werdegang für uns skizzieren?

[Mascha Madörin, MM] Mein Lizentiat in Volkswirtschaftslehre habe ich im Dezember 1970 an der Universität Basel abgeschlossen. Dabei hatte ich viel Glück, denn ich konnte als letzter Jahrgang noch nach der alten Prüfungsordnung studieren und hatte dadurch mehr Freiheiten bei der Wahl der Studienfächer. Abgeschlossen habe ich mit den Schwerpunkten „Geschichte und Methode der Volkswirtschaftslehre“ und „Ökonomie der Entwicklungsländer“. Der erste Schwerpunkt ist immer noch ein roter Faden meines Erkenntnisinteressens und meiner wissenschaftlichen Neugierde. Hätte ich akademische Karriere gemacht, wäre das mein bevorzugtes Thema geworden. Beide Schwerpunktfächer wurden von Professor Karl William Kapp angeboten, der damals einer der international prominenten Vertreter der institutionellen Ökonomie war. Er wurde u.a. durch seine Analyse zur Tendenz kapitalistischer Unternehmen, soziale und ökologische Kosten zu externalisieren, bekannt. Weil er mit einer Jüdin verheiratet war, musste er in den 1930er Jahre aus Deutschland emigrieren und landete schlussendlich als Professor an der Harvard University in den USA, musste aber während McCarthy's Regime wiederum ausreisen und kam dadurch nach Basel. Er stellte uns 68er:innen in seinem Institut Räume für unsere „Gegenseminare“ zur Verfügung, beispielsweise zu Imperialismustheorien oder zur „Machtfrage“. Als Organisator:innen solcher Seminare haben wir sehr viel gelernt, auch weil wir ständig gute Argumente erfinden mussten, um unsere Kritik an den an der Universität gelehrteten Wirtschaftstheorien zu schärfen. Ich gehöre zu den Gründer:innen der studentischen 68er-Bewegung an der Universität Basel, und dass wir uns im Universitätscafé, in Arbeitsgruppen und Seminaren mit der marxistischen Theorie befassten, war klar. Selbstverständlich besuchte ich auch die Hauptvorlesungen der Volkswirtschaftslehre, die damals der neu-keynesianischen Denktradition nahestand, der Synthese eines arg reduzierten Keynesianismus und der Neoklassik. Aber alles in allem bot damals das Studium in Basel die Möglichkeit eines pluralen Studiums der Ökonomie, wie es auch heute noch zu wünschen wäre.

¹ efas, *economics feminism and science*, <https://efas-netzwerk.de>, Förderung u.a. durch Berliner Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre (BCP).

Institutionelle und marxistische Ökonomie stellen in Teilstücken bis heute eine grundlegende wirtschaftstheoretische Basis für die feministische Analyse des „Social Provisioning“² oder, wie ich es nenne, der Sorge- und Versorgungswirtschaft als Teil des Wirtschaftens in einem Land dar. Dass ich später in diesen Denktraditionen zu feministischen Fragestellungen weiterdachte, war naheliegend. Aber für meine erste berufliche Etappe als Assistentin an der Universität Eduardo Mondlane in Mosambik war mein Studium eine gute Vorbereitung. Ich begann dort meine vierjährige Arbeit im Februar 1976.

Mit welchen Herausforderungen waren Sie konfrontiert?

[MM] Für meine Arbeit als Ökonomin waren dort zwei Erfahrungen wichtig: 1. Ich war im neu gegründeten Centro de Estudos Africanos an zwei Feldforschungen beteiligt, wobei in beiden Fällen sowohl die Arbeits- und Lebenssituation von Frauen als auch die von Männern Teil der Forschungsprojekte war. Der Stellenwert der Forschung zur Frauensituation war zwar beschränkt, stellte aber einen riesigen Fortschritt zu dem dar, was ich aus der Schweiz gewohnt war. 2. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit und das analytische Hin- und Herpendeln zwischen Makro-, Meso- und Mikroökonomie ist bis heute eine große methodische Herausforderung – auch für die feministische Ökonomie. Allerdings war die Herangehensweise am Centro vorwiegend marxistisch. Diesem Ansatz war auch die Interdisziplinarität untergeordnet, was die Sache erleichterte, denn interdisziplinär und plural zu arbeiten, ist meiner Meinung nach eine Überforderung. Der weitaus größte Teil des akademischen Personals der Universität Eduardo Mondlane verließ Mosambik nach dem Ende der Kolonialzeit. Wir Neuen stammten aus zig verschiedenen Ländern des Westens, Lateinamerikas, Ostafrikas und der damaligen sozialistischen osteuropäischen Länder. Selbst das Spektrum innerhalb der Marxist:innen war sehr breit und absurd kontrovers.

Nach meiner Rückkehr aus Mosambik in die Schweiz ging ich nicht als Ökonomin an die Universität, sondern mein Aktivitätsfeld wurden zivilgesellschaftliche Netzwerke, mit denen ich zusammenarbeitete. Hier war ich ständig mit der sehr anstrengenden Problematik konfrontiert, wie Stellungnahmen zu gesellschaftlich relevanten Fragen mit wissenschaftlicher Solidität der ökonomischen Analysen vereinbart und weiterentwickelt werden können. Ich arbeitete in einer Koalition von fast 30 kirchlichen, politischen und vielen weiteren entwicklungspolitisch tätigen Frauengruppen, die sich für wirtschaftliche Sanktionen gegenüber dem Apartheidregime einsetzten. Danach wechselte ich in eine andere, ebenso breit getragene Nichtregierungsorganisation, die „Aktion Finanzplatz Schweiz“, die sich ausschließlich mit den internationalen Beziehungen der Großbanken der Schweiz mit der Welt befassten, mit Diktatoren-geldern auf Schweizer Banken, mit Steuerflucht und dem Bankgeheimnis und damit auch mit Geldwäsche und organisierter Kriminalität. Mein Thema war vor allem die besondere Rolle der Schweizer Großbanken bei der direkten Finanzierung des Apartheidregimes, beim Goldhandel und bei Sanktionsumgehungsgeschäften. In der internationalen Zusammenarbeit mit Fachkolleg:innen vor allem aus den USA und Commonwealth-Ländern lernte ich ökonomische Analysen als Werkzeuge kennen, um sich anbahnende Krisen, beispielsweise des Apartheidregimes in Sachen Finanzierungsengpässen, genauer zu analysieren und daraus Kampagnen zu entwickeln. Dies beeinflusste auch meine Prioritätensetzung bei meiner Arbeit zu feministischer Ökonomie. Diese Tätigkeit bei der „Aktion Finanzplatz Schweiz“ fiel in eine Phase der großen Schuldenkrisen vor allem lateinamerikanischer und afrikanischer Länder. Ich

2 Berik, Günseli und Ebru Kongar, 2021: The social provisioning approach in feminist economics. The unfolding research. In: Berik, Günseli und Ebru Kongar (Hg.): The Routledge handbook of feminist economics. London, New York, 3–21.

fand schon damals sowohl die Theorien der Mainstreamökonomie wie auch der kritischen, oft marxistischen, Theorien zum Finanzsystem wenig überzeugend. Erst später lernte ich – aus meiner Sicht interessantere – postkeynesianische Ansätze von Hyman Minsky und den Theoretiker:innen der monetären Produktion (Geldzirkulationstheorie) kennen. Die postkeynesianischen Theoriediskussionen sind ebenso jung wie die feministische Ökonomie. Sie begannen in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre – nicht zufällig nach dem Ende des Währungssystems von Bretton Woods in einer neuen Phase der wirtschaftlichen Globalisierung und einer Krise des Sozialstaates. Eine Gruppe von Ökonom:innen begann, Mitte der 1990er Jahre Thesen des Finanzanalysten und -beraters Warren Mosler zu diskutieren, daraus entstand die Modern Monetary Theory (MMT), also zu einer Zeit, als die ersten Bücher zu Makroökonomie und Gender und die ersten Hefte der Zeitschrift „Feminist Economics“ erschienen. Ich halte die Verknüpfung dieser Denkbewegungen für das Weiterdenken der feministischen Ökonomie für sehr fruchtbar, weil es bei MMT primär um die Rolle der Staatsfinanzen bei der makroökonomischen Entwicklung geht.

Wie sind Sie dazu gekommen, sich mit Fragen der feministischen Ökonomie zu beschäftigen?

[MM] Als mir die Lizentiatsurkunde zum Abschluss meines Studiums der Volkswirtschaftslehre Ende 1970 ausgehändigt wurde, fehlten mir noch 4 Monate zu meinem 25. Geburtstag. Zwei Monate nach Ende des Studiums bekam ich aufgrund einer Männervolk Abstimmung zum Frauenstimmrecht auch noch das Frauenstimmrecht. Meine persönliche Situation als noch junge Frau und Ökonomin in der Schweiz war Grund genug, mich dafür zu interessieren, welche Alternativen es zu den tristen Geschlechterverhältnissen in der Schweiz für mich geben könnte. Ich fand auch meine berufliche Perspektive als Ökonomin in der Schweiz alles andere als prickelnd. Ohne meine Auslandsaufenthalte wäre sie sehr schwierig gewesen. Die Freude am Fach Ökonomie habe ich erst durch meine Arbeit in Mosambik und in den internationalen Netzwerken gegen das Apartheidregime entwickelt – es war einfach alles unglaublich neu und spannend für mich.

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz nahm ich erst einmal die noch spärlichen Daten über das Ausmaß der unbezahlten Arbeit in westeuropäischen Ländern zur Kenntnis. Ich war erschüttert über deren Größenordnung: Weshalb war das nie ein Thema in meinem Ökonomiestudium? Und warum hatte ich bisher so irrealistische Vorstellungen über den Anteil der unbezahlten Arbeit an der gesamten Arbeit in der Schweiz gehabt, die etwas mehr als die Hälfte der tatsächlich geleisteten Arbeit ausmachte – und nicht, wie ich dachte, ein Drittel? Wie denke ich mir eigentlich die Ökonomie der Schweiz? Ich hatte doch auch in Mosambik als selbstverständlich angenommen, dass die unbezahlte Arbeit der Frauen Teil der Ökonomie Mosambiks ist. Warum sollten eigentlich die Ansätze der Ökonomie, wie ich sie am Centro de Estudos Africanos kennen gelernt hatte, nicht auch auf schweizerische Realitäten angewandt werden?

Wie haben Sie als feministische Ökonomin weitergearbeitet?

[MM] Meine berufliche Selbstverwirklichung als feministische Ökonomin begann in den 1990er Jahren. Vorher verstand ich mich als feministisch engagierte Linke, die beruflich als Ökonomin tätig ist. Zwar hatte ich schon in den 1980er Jahren Kurse im Rahmen von Parteien und Frauengruppen gegeben, insbesondere zu Maria Mies' Theorien der Subsistenzarbeit und zu „Frauen und Geld“. Aber das hätte ich

auch gekonnt, wenn ich BWL oder Soziologie studiert hätte. Erst dank der internationalen Debatten globaler feministischer Netzwerke über „EnGENDERing Macroeconomics“ fing ich an, mich als Ökonomin und Feministin „zu Hause“ zu fühlen. Das erste große makroökonomische Thema, zu dem feministische Ökonominnen in internationalen Netzwerken gearbeitet haben, setzte an der Schuldenkrise an. Es ging um die Strukturanpassungspolitik von IWF und Weltbank, die den verschuldeten Ländern aufgezwungen wurde und verheerende Auswirkungen insbesondere auf Frauen hatte. Die Parallelen zwischen Reaganomics und dieser Strukturanpassungspolitik wurden erstmals auf Anregung von feministischen Ökonominnen aus dem globalen Süden analysiert. Daraus entwickelte sich eine feministische Kritik des Neoliberalismus und die Forderung, neue makroökonomische Theorien aus feministischer Sicht zu entwickeln. Die Frauenbewegungen des europäischen Festlandes waren damals sehr viel stärker in eine feministische Debatte über Sozialstaat und Arbeitsmarkt eingebunden. Makroökonomische Fragestellungen wurden erst später aktuell.

Ab den 2000er Jahren setzte ich als Freischaffende die Bearbeitung der genannten Themen der „Aktion Finanzplatz Schweiz“ fort. Neu dazu kamen dann meine Arbeiten zu geschlechtergerechten Budgetanalysen (Gender Budgeting) und zu den Größenordnungen der unbezahlten Arbeit insgesamt. Zur unbezahlten Arbeit werden vom Bundesamt für Statistik in der Schweiz seit 1997 alle drei bis vier Jahre Daten erhoben und damit wird nicht nur das Volumen der unbezahlten Arbeit bestimmt, sondern auch ihr monetärer Wert und die durch die unbezahlte Arbeit generierte Bruttowertschöpfung berechnet – eine wichtige Grundlage makroökonomischer Analyse. Die dabei ermittelten Größenordnungen im Vergleich zum Rest der Schweizer Wirtschaft erstaunen mich selbst heute noch, d.h. nach 25 Jahren der ersten Veröffentlichung der Daten. Mitte der 2000er Jahre wurde ich vom UNRISD, dem United Nations Research Institute for Social Development, gefragt, ob ich an ihrer Studie zur „Political and Social Economy of Care“ mitarbeiten wolle. Die Schweiz war eines von acht analysierten Ländern aus vier Kontinenten. Es handelte sich dabei nicht um eine bezahlte Tätigkeit, aber ich hatte ein privates Sponsoring, das mir erlaubte, die schweizerischen Daten zum Thema zu analysieren, sie zu dekonstruieren und neu zusammensetzen³. Das war für mich der Auslöser, an einer makroökonomischen Theorie der Sorge- und Versorgungsökonomie weiterzudenken. Ich fragte mich nämlich, welche der statistisch ausgewiesenen bezahlten und unbezahlten Arbeiten ich zur Care Arbeit rechnen sollte. UNRISD gab eine standardisierte Definition der Care-Arbeit für die Studie vor, die mich aber nicht überzeugte. Nach Abschluss der Studie nutzte ich das Sponsoring, um weiter der Frage nachzugehen, wie meine ökonomische Begründung zur Schaffung eines besonderen makroökonomischen Aggregats Care Ökonomie lauten könnte.⁴

Diane Elson hat in den 1990er Jahren darauf hingewiesen, dass es in der feministischen Ökonomie vor

3 Madörin, Mascha, Brigitte Schnegg, Nadia Baghdadi (2012): Advanced Economy, Modern Welfare State and Traditional Care Regimes. The Case of Switzerland, in: Shakra Razavi, Silke Staab (eds.): Global Variations in the Political and Social Economy of Care. Worlds Apart, New York and London: Routledge, 43-60.

4 Für mich waren zwei Ansätze wichtig für die Entwicklung eines Konzepts, wie die unbezahlte Arbeit in die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung integriert werden kann: einerseits als Wirtschaftssektor der personenbezogenen und haushaltsnahen Dienstleistungen, andererseits als Haushalte in den Statistiken der Produktion nach institutionellen Sektoren.
Madörin, Mascha (2019): Zählen, was zählt. Sorge- und Versorgungswirtschaft als Teil der Gesamtwirtschaft. In: Ulrike Knobloch (Hg.): Ökonomie des Versorgens. Beiträge zur Pluralen Feministischen Wirtschaftstheorie. Weinheim, 89–119.
Madörin, Mascha (2021): Megatrends: Care Arbeit und die soziale Frage. In: Brandstetter, Johanna, Kerstin Bronner, Stefan Königter, Andreas Laib, Axel Pohl und Steve Stiehler (Hg.): Soziale Frage(n) zur Zukunft. Berlin, S. 67–85.

alles darum geht, mit den Analysen zu Meso- und Makroökonomie weiterzukommen. Was die Mesoökonomie anbelangt, gibt es inzwischen nach 30 Jahren viele interessante feministische Studien. In Sachen Makroökonomie befinden wir uns meines Erachtens nach aber immer noch in einem Frühstadium theoretischer Arbeit. Als mesoökonomisches Thema habe ich die Gesundheitsökonomie aufgenommen, die, was ihre Mainstream-Analysen und -Theorien anbelangt, besonders barbarisch ist, wegen des Nebeneinanders von High-Tech-Bereichen, traditioneller Frauenerwerbsarbeit und sehr viel unbezahlter Arbeit, aber auch besonders herausfordernd.

Eine weitere Etappe hat vor einem Jahr begonnen: Ein erster, noch nicht ganz ausgereifter Artikel dazu wurde unter dem Titel „Sorge- und Versorgungswirtschaft und das Geschäftsmodell Schweiz“ kürzlich in einem Sammelband zum Schweizer Kapitalismus veröffentlicht.⁵ Die Schweiz ist eines der am stärksten globalisierten Länder der Welt, in dem die außenwirtschaftlichen Beziehungen von Dienstleistungen für die Weltmarktelite geprägt sind von einer Art Weltmarkt-Butler-Funktion mit einem bis heute sehr erfolgreichen Steuerhinterziehungsangebot für Reiche und Weltkonzerne. Andere haben es „Piratenhafener Schweiz“ oder „sekundären Imperialismus“ genannt. Es geht hier um eine Größenordnung dieses Geschäfts, die mit der ökonomischen Bedeutung von Exporten ölproduzierender Länder verglichen werden muss. Ich bin dabei auf Fragen gestoßen, über die ich bisher noch nicht nachgedacht habe. Ich hoffe, dass mir noch ein paar Jährchen Zeit und Energie bleiben, um ihnen weiter nachgehen zu können. Mich interessieren dabei vor allem die politökonomischen Verknüpfungen mit der Sorge- und Versorgungswirtschaft.

Worin sehen Sie die größte Herausforderung für Geschlechtergerechtigkeit zurzeit?

[MM] Meine makroökonomische Analyse sagt mir, dass es aus feministischer Sicht eine dominierende Zukunftsfrage gibt: die zukünftige Finanzierung und damit verbunden die gesellschaftliche Organisation der Sorge- und Versorgungswirtschaft. Es handelt sich hierbei um den Wirtschaftssektor, in dem vor allem Frauen und Migrant:innen arbeiten. Der Bedarf an öffentlicher Finanzierung großer Bereiche dieses Wirtschaftssektors wird sehr groß bleiben und in Zukunft noch wachsen. Die gegenwärtige Finanzarchitektur und die damit verbundenen rechten und linken Überzeugungen über die Ökonomik von Staatsfinanzen stellen in den aktuellen wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen eine schreckliche Sackgasse dar, politisch und wirtschaftlich. Das ist seit etlichen Jahren meine Überzeugung. Allerdings habe ich nicht damit gerechnet, dass die damit zusammenhängenden Krisen der Staatsfinanzen und der Regierungen so schnell eintreten würden, wie nun geschehen.

Sie engagieren sich seit vielen Jahren in verschiedenen internationalen Netzwerken der feministischen Ökonomie. Haben Sie einen Rat an efas?

[MM] Es gibt noch viel analytische und theoretische Arbeit zu tun. Und es ist nicht einfach, die Leidenschaft für politische und ethische Relevanz mit der Leidenschaft für Wissenschaftlichkeit, für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den verschiedenen Denkbewegungen feministischer Ökonom:innen zu verbinden. Ich hoffe, dass efas ein Ort der Ermutigung ist, um gemeinsam und im Austausch Lösungen für diesen Spagat zu finden.

5 Madörin, Mascha (2025): Sorge- und Versorgungswirtschaft und das Geschäftsmodell Schweiz, in: Arman Spéth, Dominic Iten, Lukas Brügger (Hg.): Schweizer Kapitalismus Erfolgsmodell in der Krise, Wien: Mandelbaum Verlag, 85-102.

Zum Weiterlesen verweisen wir auch auf die homepage von Mascha Madörin: www.maschamadoerin.ch

Dyttrich, Bettina / Howald, Stefan (Hg.), 2016: Quer denken: Mascha Madörin. edition 8, Zürich, erschien zum 70. Geburtstag.